

Alyson Richman
Abschied in Prag

Alyson Richman
Abschied
in
Prag

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann*

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Von Alyson Richman sind im Diana Verlag bisher erschienen:
Der italienische Garten – Abschied in Prag



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Deutsche Erstausgabe 01/2018
Copyright © 2011 by Alyson Richman
Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
The Lost Wife bei The Berkeley Publishing Group,
published by the Penguin Group (USA) Inc., New York
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Lisa Scheiber
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München
Umschlagmotive: © CollaborationJS/Trevillion Images;
Credit Line© Elly De Vries/Trevillion Images;
shutterstock_sommthink; shutterstock_Boris Stroujko
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-35959-8

www.diana-verlag.de
Besuchen Sie uns auch auf www.herzensseiten.de
 Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

*Für Charlotte, Zachary, Stephen
und meine Eltern, in Liebe.
Mit besonderem Dank an The Book Revue*

Ich gehöre meinem Geliebten
und mein Geliebter ist mein.

Das Hohelied Salomos, 6:3

I

New York

2000

Er hatte sich für den Anlass mit großer Sorgfalt gekleidet, der Anzug war gebügelt, die Schuhe waren poliert. Beim Rasieren hatte er erst die eine, dann die andere Wange im Spiegel inspiziert, um sich zu vergewissern, dass er kein einziges Barthaar übersehen hatte. Am Nachmittag hatte er sogar Pomade mit Zitronenduft gekauft, um seine verbliebenen Locken zu zähmen.

Er hatte nur einen Enkelsohn, überhaupt nur ein Enkelkind, und auf diese Hochzeit freute er sich schon seit Monaten. Er war der Braut nur wenige Male begegnet, aber sie war ihm von Anfang an sympathisch gewesen. Sie war intelligent und charmant, lachte gern und besaß diese gewisse Eleganz der Alten Welt. Wie selten man dieser Eleganz begegnete, wurde ihm erst jetzt bewusst, als er sie dort stehen sah, Hand in Hand mit seinem Enkel.

Beim Betreten des Restaurants, in dem das Probédinner für die Hochzeit stattfinden sollte, hatte er sich in eine andere Zeit zurückversetzt gefühlt, die Schönheit der Braut in ihrem Samtkleid und mit ihrem langen, schlanken Hals erinnerte ihn an ein Klimt-Gemälde. Das Haar hatte sie zu einem lockeren Knoten hochgesteckt, und zwei kleine, mit

Strasssteinen besetzte Schmetterlinge mit glitzernden Fühlern steckten ihr direkt über dem linken Ohr im roten Haar, als wären sie gerade dort gelandet.

Der Enkel hatte die dunklen, wilden Locken des Großvaters geerbt. Aber im Gegensatz zu seiner Zukünftigen, die regelrecht durch den Raum zu schweben schien, zappelte er nervös herum, so als würde er sich mit einem Buch in den Händen wohler fühlen als mit einer Sektflöte. Aber die beiden wirkten sehr ungezwungen miteinander, völlig ausgeglichen; sie schienen wie füreinander gemacht. Beide waren intelligente, hochgebildete Amerikaner der zweiten Generation. In ihrer Sprache war nicht die geringste Spur des Akzents zu hören, der noch das Englisch ihrer Großeltern gefärbt hatte. Die Hochzeitsanzeige in der *New York Times* am Sonntag würde lauten:

Gestern Abend gaben sich Eleanor Tanz und Jason Baum im Rainbow Room in Manhattan das Jawort. Die Trauung nahm Rabbi Stephen Schwartz vor. Die sechszwanzigjährige Braut hat am Amherst College studiert und arbeitet derzeit in der Abteilung für ornamentale Kunst des Auktionshauses Christie's. Der Vater der Braut, Dr. Jeremy Tanz, ist Onkologe am Memorial Sloan-Kettering Cancer Center in Manhattan. Die Brautmutter, Elisa Tanz, arbeitet als Beschäftigungstherapeutin in verschiedenen Grundschulen New Yorks. Der achtundzwanzigjährige Bräutigam hat ein Jurastudium in Yale absolviert und arbeitet derzeit in der Kanzlei Cahill Gordon & Reindel LLP. Sein Vater, Benjamin Baum, war bis vor Kurzem Partner in der Kanzlei Cravath,

Swaine & Moore LLP in New York. Die Mutter des Bräutigams, Rebekkah Baum, ist Lehrerin im Ruhestand. Das Paar lernte sich über gemeinsame Freunde kennen.

Am Brauttisch wurden die Großeltern beider Familien einander vorgestellt. Auch diesmal fühlte sich der Großvater des Bräutigams beim Anblick der Frau, die er vor sich sah, in eine andere Zeit versetzt. Die Großmutter der Braut kam ihm irgendwie vertraut vor. Er spürte es sofort, als er ihr in die Augen sah.

»Ich kenne Sie irgendwoher«, brachte er heraus, und plötzlich hatte er das Gefühl, mit einem Geist zu sprechen und nicht mit einer Frau, die er soeben erst kennengelernt hatte. Sein Körper reagierte auf eine Weise, die er nicht verstand. Er bedauerte, ein zweites Glas Wein getrunken zu haben. Ihm drehte sich der Magen um, und er bekam kaum Luft.

»Sie müssen sich irren«, erwiderte die Frau höflich. Sie wollte nicht grob erscheinen, aber auch sie freute sich schließlich seit Monaten auf die Hochzeit ihrer Enkelin und wollte sich jetzt nicht von den Festlichkeiten ablenken lassen. Als sie sah, wie die junge Frau sich durch die Menge der Gäste bewegte, wie sich ihr die Wangen für einen Kuss darboten, wie ihr und Jason Briefumschläge in die Hand gedrückt wurden, musste sie sich kneifen, um sich zu vergewissern, dass sie tatsächlich noch lebte und Zeugin all dessen wurde.

Aber der alte Mann neben ihr blieb hartnäckig.

»Ich bin mir ganz sicher, dass ich Sie irgendwoher kenne«, sagte er noch einmal.

Sie wandte sich ihm zu, sodass er ihr Gesicht noch deutlicher sah. Die schimmernde Haut. Das silbergraue Haar. Die eisblauen Augen.

Aber es war der Schatten von etwas Dunkelblauem unter dem transparenten Stoff ihres Ärmels, das das Blut in seinen alten Adern gefrieren ließ.

»Ihr Ärmel ...« Sein Finger zitterte, als er die Hand ausstreckte, um die Seide zu berühren.

Er streifte ihr Handgelenk, und ihr Gesicht zuckte, das Unbehagen war ihr deutlich anzusehen.

»Ihr Ärmel. Darf ich mal?« Ihm war bewusst, dass er aufdringlich war.

Sie sah ihn direkt an.

»Darf ich mal Ihren Arm sehen?«, sagte er. »Bitte.« Diesmal klang er beinahe verzweifelt.

Jetzt starrte sie ihn an, durchbohrte ihn mit ihrem Blick. Wie in Trance schob sie ihren Ärmel hoch. Auf ihrem Unterarm, neben einem kleinen, braunen Muttermal, waren sechs Ziffern eintätowiert.

»Erinnerst du dich jetzt?«, fragte er zitternd.

Sie schaute ihn immer noch wie gebannt an, und mit einem Mal meinte auch sie plötzlich, einen Geist vor sich zu sehen.

»Ich bin's, Lenka«, sagte er. »Josef. Dein Mann.«

New York

2000

Sie hatte das Gemälde am Abend zuvor aus der Verpackungsröhre genommen und es wie eine alte Landkarte glatt gestrichen. Seit über sechzig Jahren nahm sie es überall mit hin. Zuerst hatte sie es in einem alten Koffer versteckt, dann aufgerollt in einem metallenen Zylinder unter Bodendielen und schließlich hinter allen möglichen Kartons in einem vollgestopften Wandschrank.

Das Gemälde bestand aus dünnen schwarzen und roten Pinselstrichen. Jede Linie strahlte Bewegung und Dynamik aus, als hätte der Künstler die Szene so schnell wie möglich einfangen wollen.

Das Bild war ihr heilig, und sie hatte es nie aufgehängt, so als könnte es Schaden nehmen, wenn man es der Luft und dem Licht, oder, schlimmer noch, den Blicken von Besuchern aussetzte. Und so war es immer in einem abgeschlossenen Behältnis geblieben, weggesperrt wie Lenkas Gedanken. Doch als sie vor einigen Wochen im Bett lag, hatte sie sich entschlossen, das Bild ihrer Enkeltochter zur Hochzeit zu schenken.

Lenka

Wenn die Moldau zufriert, nimmt sie die Farbe einer Auster an. Als Kind habe ich gesehen, wie Männer mit Eispickeln Schwäne retteten, deren Füße im Eis festgefroren waren.

Ich wurde als Lenka Josefina Maizel in Prag geboren, als älteste Tochter eines Glashändlers. Wir wohnten am Smetana-Ufer in einer weitläufigen Wohnung mit Blick auf den Fluss und die Brücke. Die Wände waren mit rotem Samt bespannt, es gab Spiegel mit vergoldeten Rahmen, im Salon standen mit aufwendigen Schnitzereien verzierte Möbel, und meine Mutter duftete das ganze Jahr über nach Maiglöckchen. Ich erinnere mich an meine Kindheit wie an einen Traum. Palatschinken mit Aprikosenmarmelade, heiße Schokolade, Schlittschuhlaufen auf der Moldau. Mein Haar unter eine Fuchspelzmütze gestopft, wenn es schneite.

Überall sahen wir unser Spiegelbild: in den vergoldeten Spiegeln, in den Fenstern, unten im Fluss und in den Rundungen von Vaters Glaswaren. Mutter hatte eine spezielle Vitrine mit Gläsern für jede Gelegenheit. Es gab Sektflöten mit eingezätzten zarten Blüten, Weingläser mit Goldrand und mattiertem Stiel und rubinrote Wassergläser, die das Licht rosafarben reflektierten, wenn man sie in die Sonne hielt.

Mein Vater liebte die Schönheit und schöne Dinge, und er glaubte, dass ein Glasfabrikant mithilfe der richtigen Elemente beides erzeugen konnte. Man brauchte mehr als nur Sand und Quarz, um Glas herzustellen. Auch Feuer und Atem wurden dafür benötigt. »Ein Glasbläser ist ein

Liebhaber und ein Lebensspender«, sagte er einmal in einer Rede vor Gästen, die er zum Abendessen geladen hatte. Er nahm ein Wasserglas vom Tisch und hob es hoch. »Wenn Sie das nächste Mal aus einem solchen Glas trinken, denken Sie an die Lippen, die dieses zarte, elegante Gebilde geformt haben, und wie viele fehlerhafte Gläser wieder eingeschmolzen werden mussten, bis ein Satz aus zwölf perfekten Gläsern entstehen konnte.«

Alle Gäste schauten fasziniert zu, als er das Glas ins Licht hielt. Dabei ging es ihm nicht darum, seine Ware anzupreisen. Er war einfach nur begeistert davon, wie ein Handwerker ein Objekt erschaffen konnte, das zugleich stabil und zerbrechlich war, transparent und doch in der Lage, Farbe zu reflektieren. Er sah Schönheit sowohl in spiegelglatten Oberflächen als auch in Glas, das sich in sanften Wellen kräuselte.

Seine Geschäftsreisen führten ihn durch ganz Europa, und wenn er nach Hause kam, in einem weißen, gestärkten Hemd, mit seinem nach Zedern und Nelken duftenden Rasierwasser, legte er seine großen Hände um die Taille meiner Mutter und sagte auf Tschechisch: »*Miláčku*.« Meine Liebste.

Und wenn sich ihre Lippen berührten, antwortete sie: »*Lásko moje*.« Mein Liebster.

Selbst nach zehn Jahren Ehe war Vater immer noch hingerissen von ihr. Häufig brachte er ihr von seinen Reisen Geschenke mit, die er nur gekauft hatte, weil sie ihn an sie erinnerten. Mal lag ein winziger Cloisonné-Vogel mit kunstvoll emaillierten Federn neben ihrem Weinglas, oder sie fand ein samtenes Schächtelchen mit einem mit Saateperlen verzierten Medaillon auf ihrem Kopfkissen. Ganz

besonders faszinierte mich ein hölzernes Radio mit einem in der Mitte angebrachten strahlenförmigen Drehkranz für die Sendersuche, mit dem er Mutter nach einer Reise nach Wien überraschte.

Wenn ich die Augen schließe und an meine ersten fünf Lebensjahre denke, sehe ich die Hand meines Vaters an dem Drehknopf dieses Radios, die winzigen schwarzen Haarbüschel an seinen Fingern, mit denen er einen der wenigen Sender sucht, die Jazz spielten, eine exotische und belebende Musik, die seit Anfang der Zwanzigerjahre in unseren Radios lief.

Ich sehe, wie er sich umdreht und mich anlächelt, wie er den Arm nach meiner Mutter und mir ausstreckt. Ich fühle die Wärme seiner Wange, als er mich hochhebt und auf seine Hüfte setzt, während er mit der anderen Hand meine Mutter in eine Drehung führt.

Ich rieche den Duft von Glühwein, der an einem kalten Januarabend in zierlichen Tässchen serviert wird. An den hohen Fenstern unserer Wohnung haben sich Eisblumen gebildet, während es drinnen gemütlich warm ist. Kerzenlicht verleiht den Gesichtern der Männer und Frauen, die gekommen sind, um einem Streichquartett zu lauschen, einen goldenen Schimmer. Ein Bild von meiner Mutter taucht auf, die mit ihren langen, weißen Fingern nach einem Kanapee greift, an ihrem Handgelenk ein neues Armband. Wie eine Voyeurin beobachte ich von meinem Zimmer aus durch einen Türspalt, wie mein Vater sie küsst.

Es gibt auch stille Abende. Wir drei sitzen um einen kleinen Kartentisch. Chopin auf dem Plattenteller. Mutter hält ihre Karten dicht am Körper, damit ich sie nicht sehen

kann. Ein Lächeln umspielt ihre Lippen. Vater lässt Mutter gewinnen und tut so, als wurme es ihn.

Abends bringt Mutter mich ins Bett und sagt mir, ich soll die Augen schließen. »Stell dir vor, welche Farbe das Wasser hat«, flüstert sie mir ins Ohr. An anderen Abenden soll ich mir vorstellen, welche Farbe das Eis hat. Oder der Schnee. Ich schlafe mit dem Gedanken daran ein, wie sich die Schattierungen dieser Farben im Licht verändern. Ich übe mich darin, mir die unterschiedlichsten Blautöne vorzustellen, die zarten Abstufungen von Lavendel, das blasseste Weiß. Und so tauche ich in meinen Träumen in das Geheimnis der Verwandlung ein.

Lenka

Eines Morgens klopfte Lucie an unsere Tür, in der Hand einen Brief. Sie gab ihn Vater, und der las ihn Mutter vor. *Lucie hat keine Erfahrung als Kindermädchen*, hatte sein Kollege geschrieben. *Aber sie ist ein Naturtalent im Umgang mit Kindern, und sie ist absolut vertrauenswürdig.*

Meine erste Erinnerung an Lucie ist, dass sie viel jünger aussah als achtzehn. Sie wirkte beinahe kindlich und schien in ihrem Kleid und dem langen Mantel regelrecht zu versinken. Aber als sie sich vor mich hinkniete, um mich zu begrüßen, spürte ich sofort die Wärme ihrer ausgestreckten Hand. Wenn sie morgens zu uns kam, brachte sie den Duft von Zimt und Muskat mit, so als wäre sie gerade frisch gebacken und noch warm geliefert worden.

Lucie war keine große Schönheit. Sie war lang und kantig wie ein Lineal. Ihre ausgeprägten Wangenknochen

sahen aus wie gemeißelt, ihre Augen waren groß und schwarz, ihre Lippen dünn. Aber wie ein dunkler Waldgeist aus einem Märchenbuch besaß Lucie ihre ganz eigene Magie. Schon nach wenigen Tagen waren wir alle von ihr bezaubert. Wenn sie eine Geschichte erzählte, bearbeiteten ihre Finger die Luft, als zupften sie die Saiten einer imaginären Harfe. Bei der Arbeit summt sie Lieder vor sich hin, die ihre Mutter früher gesungen hatte.

Meine Eltern behandelten Lucie nicht wie ein Dienstmädchen, sondern wie ein Familienmitglied. Bei den Mahlzeiten saß sie mit uns an dem großen Esstisch, der sich stets unter der Last der Speisen bog. In ihrer ersten Woche bei uns servierte mir Lucie zum Rindergulasch ein Glas Milch, obwohl wir, wenn wir auch sonst nicht koscher aßen, zu Fleischgerichten grundsätzlich keine Milch tranken. Mutter muss sie später auf ihren Fehler hingewiesen haben, denn es kam nicht wieder vor.

Seit Lucie bei uns war, lebte ich in einer weniger behüteten und viel aufregenderen Welt. Sie brachte mir bei, wie man Laubfrösche fing und wie man von einer Brücke aus in der Moldau angelte. Sie war eine meisterhafte Geschichtenerzählerin, die aus all den Menschen, denen wir im Laufe des Tages begegneten, Märchenfiguren machte. Der Mann, der uns am Rathausplatz ein Eis verkauft hatte, tauchte beim Zubettgehen als Zauberer wieder auf. Eine Frau, bei der wir auf dem Markt Äpfel gekauft hatten, kehrte als alternde Prinzessin wieder, der man als junger Frau das Herz gebrochen hatte.

Ich habe mich schon oft gefragt, ob es Lucie oder Mutter war, die als Erste mein Zeichentalent entdeckte. In meiner Erinnerung ist es meine Mutter, die mir meine ersten

Buntstifte kaufte, und Lucie, die mir später meine ersten Ölfarben schenkte.

Auf jeden Fall war es Lucie, die mit mir in den Park ging und darauf bestand, dass ich meinen Zeichenblock und die Buntstifte mitnahm. An einem kleinen Weiher, wo die Jungs ihre Papierschiffchen schwimmen ließen, breitete sie eine Decke aus, legte sich auf den Rücken und betrachtete die Wolken, während ich Seite um Seite meines Blocks mit Zeichnungen füllte.

Anfangs zeichnete ich kleine Tiere. Kaninchen, Eichhörnchen. Doch schon bald begann ich, Lucie zu zeichnen, dann den Mann, der auf einer Bank Zeitung las. Später nahm ich mir schwierigere Aufgaben vor, wie zum Beispiel eine Mutter mit einem Kinderwagen. Die Ergebnisse waren nicht besonders gut. Aber wie alle Kinder brachte ich mir das Zeichnen bei, indem ich unermüdlich weitermachte. Irgendwann funktionierte die Verbindung zwischen Auge und Hand immer besser.

Nach mehreren Stunden im Park rollte Lucie alle meine Zeichnungen zusammen, und wir gingen nach Hause. Wenn Mutter fragte, wie wir den Tag verbracht hatten, suchte Lucie die Zeichnungen aus, die ihr am besten gefielen, und hängte sie in der Küche an die Wand. Nachdem Mutter mein Werk eingehend betrachtet hatte, nahm sie mich in die Arme. Ich war fast sechs, als sie sagte: »In deinem Alter war ich genauso, Lenka – ich hatte auch immer einen Stift und Papier in den Händen.« Es war das erste Mal, dass sie sich mit mir verglich, und da ich mit meinem dunklen Haar und den hellen Augen mehr meinem Vater ähnelte als meiner eleganten Mutter, machte mich die Vorstellung, dass wir beide etwas gemeinsam hatten, sehr glücklich.

Als der Winter näher rückte, wollte Mutter Lucie ein Geschenk machen, um ihre Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Ich erinnere mich noch, wie sie Vater darauf ansprach. »Tu, was du für das Beste hältst, *Miláčku*«, sagte er geistesabwesend, ohne von seiner Zeitung aufzublicken. Was Geschenke anging, ließ er ihr freie Hand, aber sie holte stets seine Zustimmung ein, bevor sie eine Entscheidung traf. Schließlich ließ sie eine wunderschöne Pelerine aus blauem Wollstoff mit Samtbesatz für Lucie nähen. Ich sehe jetzt noch Lucies Gesicht vor mir, als sie das Päckchen öffnete – sie wollte es zuerst gar nicht annehmen, fast peinlich berührt von der Extravaganz.

»Lenka bekommt auch eine«, sagte Mutter liebenswürdig. »Ihr werdet ein hübsches Paar abgeben, beim Schlittschuhlaufen auf der Moldau.«

An dem Abend erwischte Mutter mich dabei, wie ich am Fenster stand und Lucie nachschaute, die zur Straßebahn ging.

»Ich werde dir wohl gleich morgen eine Pelerine bestellen müssen«, sagte sie und legte mir sanft eine Hand auf die Schulter.

Wir lächelten beide und sahen Lucie, die vor Stolz einige Zentimeter gewachsen zu sein schien, in der Dunkelheit verschwinden.

Obwohl unser Haus immer erfüllt war von der Melodie klirrender Gläser und den Farben meiner Zeichnungen, lag stets auch eine stille, aber spürbare Traurigkeit in der Luft. Wenn Lucie abends gegangen war und die Köchin ihre Tasche packte, schien die weitläufige Wohnung zu groß zu sein für uns drei. Das Zimmer neben meinem

diente als Rumpelkammer, es war vollgestopft mit Kisten und Körben und alten Büchern. Auch mein altes Kinderbett und der Kinderwagen standen dort in einer Ecke, bedeckt mit weißen Laken wie zwei Gespenster, die dort vergessen worden waren.

An manchen Tagen, mitunter auch über längere Zeiträume hinweg, sah ich nur Lucie. Während dieser Zeiten nahm Mutter fast alle Mahlzeiten in ihrem Zimmer ein, und wenn sie es doch einmal verließ, war ihr Gesicht fleckig und aufgedunsen. Es war nicht zu übersehen, dass sie geweint hatte. Wenn Vater abends nach Hause kam, erkundigte er sich leise bei unserem Dienstmädchen nach Mutters Befinden. Er betrachtete das Tablett mit dem unangerührten Essen vor ihrer Zimmertür – auch der Tee war längst kalt geworden – und wünschte sich verzweifelt, Licht in ihre Dunkelheit zu bringen.

Ich erinnere mich, dass Lucie mir einschärfte, keine Fragen zu stellen. Wenn Mutter wieder einmal eine solche Phase hatte, kam Lucie früher als gewöhnlich und brachte Dinge von zu Hause mit, um mich abzulenken. Mal zog sie ein Foto von sich hervor, auf dem sie als Sechsjährige neben einem Pony zu sehen war. Ein anderes Mal brachte sie einen kleinen Beutel Glasperlen mit, die sie mir ins Haar flocht. Oder sie band mir eine blaue Seidenschärpe um, und dann taten wir so, als wäre ich eine Prinzessin, die über ein Land herrschte, in dem man nur flüstern durfte. Das einzige andere Geräusch, das erlaubt war, war das Rascheln unserer Röcke, wenn wir uns im Zimmer drehten.

Abends kam der Hausarzt, um nach Mutter zu sehen. Wenn er aus ihrem Zimmer trat, schloss er leise die Tür, legte Vater eine Hand auf die Schulter und unterhielt sich

flüsternd mit ihm. Während ich die beiden beobachtete, fragte ich mich, was für eine Krankheit Mutter wohl daran hindern konnte, tagsüber aus ihrem Zimmer zu kommen.

Mit den Jahren begriff ich, dass diese düsteren Zeiten damit zu tun hatten, dass es meinen Eltern nicht gelang, noch ein Kind zu bekommen. Wir vermieden es, über kinderreiche Familien zu sprechen, und ich lernte, nicht um ein Geschwisterchen zu bitten, denn die wenigen Male, als ich es getan hatte, war meine Mutter in Tränen ausgebrochen.

Kurz nach meinem siebten Geburtstag fand in unserem Haus eine Veränderung statt. Mutter litt wochenlang an einer Magenverstimmung, wie es schien, und dann ganz plötzlich, bekamen ihre Wangen wieder Farbe. In den darauffolgenden Wochen trug sie anstelle der stark taillierten Röcke und Jacken, die damals in Mode waren, weite, fließende Kleider. Sie wurde allmählich entspannter, ihre Bewegungen wurden langsamer und vorsichtiger. Aber erst als ihr Bauch sich sichtbar wölbte, verkündeten meine Eltern, dass sie noch ein Kind bekamen.

Nach all den Jahren hätte man meinen können, dass meine Eltern über ein Geschwisterchen für mich gejubelt hätten, aber sie behandelten das Thema mit äußerster Vorsicht, aus Angst, jedes Zeigen von Aufregung oder Freude könnte die Schwangerschaft gefährden.

Das war natürlich ein typisch jüdischer Brauch, es war die Angst vor dem bösen Blick. Lucie fand das anfangs sehr verwirrend. Wenn sie die Schwangerschaft in irgendeiner Weise erwähnte, reagierte Mutter jedes Mal ausweichend.

»Wie schön und gesund Sie aussehen«, sagte sie zum Beispiel.

Worauf meine Mutter nur lächelnd nickte.

»Es heißt, wenn die Mutter einen Heißhunger auf Käse hat, wird es ein Mädchen«, bemerkte Lucie einmal. »Und bei Fleisch wird es ein Junge.«

Auch diesmal kam von Mutter nichts als ein Lächeln und ein Nicken.

Als Lucie sich schließlich erbot, beim Einrichten des Kinderzimmers zu helfen, musste Mutter ihr wohl oder übel erklären, warum sie nichts unternehmen wollte, bis das Kind geboren war.

»Wir freuen uns über deine guten Wünsche und deine Hilfsbereitschaft«, sagte sie sanft. »Aber wir wollen lieber mit allem warten bis nach der Geburt.«

Lucie begriff anscheinend sofort, was Mutter meinte.

»Auf dem Land denken viele Leute so«, sagte sie, als würde Mutters Verhalten endlich einen Sinn ergeben.

Trotzdem versuchte Lucie, ihre Freude über die frohe Botschaft zum Ausdruck zu bringen, ohne das Thema direkt anzusprechen. Als in jenem Frühling der Flieder blühte, brachte sie ganze Arme voll Fliederzweigen mit, die Stiele sorgfältig mit Musselin umwickelt, und stellte überall in der Wohnung Vasen mit den duftenden Blüten auf. Ich erinnere mich, wie Mutter mit ihrem runden Bauch verträumt lächelnd durch die Zimmer ging, als hätte der herrliche Duft sie in Trance versetzt.

Manchmal brachte Lucie in einem Korb dunkles Brot mit, das ihre Mutter gebacken hatte, und ein Glas mit Honig von ihren eigenen Bienen.

Aber ihr allerschönstes Geschenk machte sie Mutter, nachdem das Kind geboren war.

Meine Schwester Marta kam kurz nach Sonnenunter-

gang zur Welt. Der Arzt betrat das Wohnzimmer, wo Vater und ich auf dem Sofa und Lucie auf einem der roten Sessel saßen.

»Sie haben eine zweite schöne Tochter«, sagte er zu Vater.

Vater klatschte in die Hände und eilte zu Mutter ins Zimmer. Lucie setzte sich neben mich aufs Sofa und nahm meine Hand.

»Du hast also jetzt eine kleine Schwester«, sagte sie leise. »Was für ein großartiges Geschenk.«

Wir warteten, bis Vater mir erlaubte, das Schlafzimmer zu betreten.

Wenige Minuten später kam er und sagte, wir dürften beide zu Mutter und dem Baby.

Lucie gab mir einen Schubs, was völlig unnötig war, denn ich war schon vom Sofa gesprungen. Ich brannte darauf, zu Mutter ins Zimmer zu laufen und sie und das Neugeborene zu küssen.

»Lenka!« Mutter blickte von dem Bündel in ihrem Arm auf und schaute mich lächelnd an, als ich in der Tür erschien. »Komm her.« Sie klopfte mit der freien Hand neben sich aufs Bett.

Ich war überwältigt und zugleich ein bisschen eifersüchtig, als ich mich vorbeugte und den rötlichen Flaum auf dem Kopf meiner kleinen Schwester sah.

»Herzlichen Glückwunsch!«, sagte Lucie und küsste Mutter auf beide Wangen.

Sie verließ das Zimmer und kam gleich darauf mit einem Stapel weißer Tücher zurück, die sie mit rosafarbener Spitze umhäkelt hatte.

»Ich habe sie in meinem Schrank versteckt«, sagte sie.

»Ich habe für alle Fälle einen Satz in Blau und einen Satz in Rosa umhäkelt.«

Mutter lachte. »Du denkst aber auch wirklich an alles, Lucie«, sagte sie, als Lucie die Tücher auf den Nachttisch legte.

»Ich lasse euch beide jetzt ein bisschen allein mit der Kleinen«, sagte Lucie lächelnd und tätschelte mir den Kopf.

Ich betrachtete meine kleine Schwester. Sie war meine Mutter in Miniaturform. Das kleine, runde Kinn, die milchig grünen Augen, das gleiche rote Haar.

Aber meine Reaktion war anders, als ich erwartet hatte. Tränen traten mir in die Augen. Mir schnürte sich die Kehle zusammen. Mein Herz fühlte sich an, als würde es von einer Faust umklammert. Ich konnte nichts anderes denken, als dass ich ersetzt werden würde, dass man mich vergessen würde und meine Eltern ihre ganze Aufmerksamkeit fortan diesem engelgleichen Geschöpf mit den winzigen Händchen schenken würden.

Natürlich entsprach das nicht der Realität, aber die Angst hatte mich im Griff. Wahrscheinlich habe ich mich deswegen während der ersten Monate nach Martas Geburt so an Lucie geklammert.

Ganz langsam begriff ich, dass Marta mich nicht ersetzen würde. Schließlich begann ich, sie in den Armen zu halten. Ich las ihr meine Lieblingsbücher vor und sang dieselben Schlaflieder für sie, mit denen Mutter mich in den Schlaf gesungen hatte.

Außerdem stellte ich fest, dass meine kleine Schwester das perfekte Modell war für meine ehrgeizigen Bemühungen, Porträts zu zeichnen. Martas Entwicklungsschritte

dienten mir zur Inspiration. Anfangs zeichnete ich sie schlafend im Kinderwagen. Später beim Krabbeln am Strand, wenn wir im Sommer Ausflüge machten. Am liebsten zeichnete ich sie mit Pastellkreide. Durch die einfache Vermischung der Pigmente ließen sich ihre runden Bäckchen und ihre pummeligen Gliedmaßen leicht darstellen.

Ich malte sie auch gern in Öl. Martas Haut war so weiß wie dicke Sahne und ihr Haar so rot wie Paprika. Die Gesichtszüge, die sie als Neugeborenes gehabt hatte, wurden immer ausgeprägter. Marta hatte die gleiche hohe Stirn wie Mutter, ebenso ihre gerade Nase und ihre vollen Lippen. Marta groß werden zu sehen war, als würde ich zusehen, wie meine Mutter sich vom Kleinkind zum jungen Mädchen entwickelte.

Marta wurde mit jedem Tag unabhängiger. Lucie brauchte sich nicht mehr vor sie hinzuknien, um ihr die Schuhe zuzubinden oder ihr mehrmals täglich etwas anderes anzuziehen, weil sie sich bekleckert hatte. Ihr pummeliger Körper wurde immer länger, und gleichzeitig wuchs auch ihr Bedürfnis, ihre Meinung zum Ausdruck zu bringen.

Über die Jahre änderte sich unser Verhältnis. Irgendwann war Marta nicht länger das süße Püppchen, das ich nach Belieben anziehen und herumkommandieren konnte. Wir rivalisierten nicht nur um die Aufmerksamkeit unserer Eltern, sondern auch um Lucies Zuwendung. Und obwohl uns mehr als sieben Jahre trennten, stritten wir uns häufig, und Marta bekam immer wieder Tobsuchtsanfälle, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen konnte.

Später dann, als Marta acht Jahre alt war, gab es ein Thema, das uns beide brennend interessierte und ständig

beschäftigte, und das war Lucies Liebesleben. Nach der Schule verbrachten wir Stunden damit, herauszufinden, ob sie einen Freund hatte. Ich versuchte aus ihr herauszubekommen, wer ihr die feine goldene Kette geschenkt hatte, die sie neuerdings um den Hals trug, oder das seidene Halstuch, das aus dem Kragen ihrer Pelerine herauslugte. Marta löcherte sie ebenfalls mit Fragen, wollte wissen, ob er gut aussah und ob er reich war, und brach schließlich in Tränen aus und ließ Lucie schwören, dass sie uns nie verlassen würde, egal was passierte.

Lenka

Im Herbst 1934 verkündete Lucie, dass sie sich mit Petr vermählen werde, einem jungen Mann, den sie seit ihrer Kindheit kannte und der jetzt in einer Apotheke in der Nähe ihres Elternhauses eine Anstellung gefunden hatte. Mutter nahm die Nachricht auf, als hätte ihre eigene Tochter ihre Verlobung angekündigt.

Als Lucie am nächsten Morgen zur Arbeit erschien, wurde sie nicht nur von Mutter erwartet, sondern auch von Gizela, unserer Schneiderin, die gleich mehrere Ballen Seide mitgebracht hatte.

»Wir lassen dir ein Hochzeitskleid nähen«, erklärte Mutter. »Und ich will keine Widerworte hören.«

»Zieh dich bis auf Schlüpfer und Korsett aus«, befahl Gizela.

Sie zog drei Stecknadeln aus dem Nadelkissen an ihrem Handgelenk und legte das Maßband erst um Lucies Brust, dann um ihre Taille und schließlich um ihre Hüften.

Lucie stand zitternd in ihrer Unterwäsche da.

»Das ist wirklich nicht nötig«, sagte sie. »Ich kann das Brautkleid meiner Schwester anziehen. Es macht Petr nichts aus, dass es schon einmal getragen ist.«

»Davon will ich nichts hören«, entgegnete Mutter kopfschüttelnd. Dann gab sie Lucie, die sich hastig anzog, einen Kuss auf die Wange. Es erinnerte mich daran, wie sie Marta und mich küsste.

Lucie trug den schlichten Spitzenschleier der Familie, der ihr bis zum Schlüsselbein reichte. Ihr Kranz bestand aus Margeriten und wilden Rosen, ihr Brautstrauß aus Asten und gelben Herbstblättern. Sie schritt am Arm ihres Vaters zum Altar, die schwarzen Locken kunstvoll unter dem Schleier drapiert, den Blick fest nach vorn gerichtet.

Wir weinten alle, als sie einander das Jawort gaben. Petr war genauso alt wie Lucie, gerade mal fünfundzwanzig, und ich freute mich riesig für die beiden. Äußerlich waren sie so verschieden, wie sie nur sein konnten, und darin lag eine gewisse Schönheit. Er war viel größer als sie, mit einem breiten Gesicht und blondem Haar. Als er Lucies Schleier anhub, fiel mir auf, wie groß seine Hände waren, und als er ihr Kinn anhub, um sie zu küssen, wie winzig ihr Gesicht war. Sein Kuss war sanft und zärtlich. Ich sah, wie Mutter Vaters Hand nahm und ihn anlächelte, als fühlte sie sich an ihren eigenen Hochzeitstag erinnert.

Nach der Trauung wurde in Lucies Elternhaus gefeiert. Es war ein rustikales Bauernhaus mit frei liegenden Balken und roten Dachziegeln. Im Garten standen knorrige Apfel- und Birnbäume. Ein weißes Zelt war errichtet worden, dessen Pfosten mit gelben Bändern umwickelt waren. Auf einem kleinen, behelfsmäßigen Podest saßen vier Musikanten und spielten Polka.

Ich war noch nie in Lucies Elternhaus gewesen. Sie arbeitete seit vielen Jahren für uns und doch wusste ich nur

das über sie, was mit uns zu tun hatte. Für uns gehörte sie zur Familie, und was wir zusammen erlebten, spielte sich in unserer Wohnung oder zumindest in Prag ab. Jetzt erlebten wir Lucie zum ersten Mal mit ihren Angehörigen und Freunden. Von einer Ecke im hinteren Teil des Gartens aus betrachtete ich die Gesichter ihrer Schwestern und staunte, wie ähnlich sie sich alle sahen. Die feinen Züge, das schmale Kinn, die hohen Wangenknochen. Lucie und ihr Vater waren die Einzigen mit schwarzem Haar, die anderen waren alle blond. Aber alle waren sie laut und ausgelassen. Auf den Tischen standen große Krüge mit Bier und Sliwowitz, einem selbst gebrannten Pflaumenschnaps. Es gab eine Bauernmahlzeit mit Sauerkraut und Würsten und Eintopf mit Klößen.

Als alle einen Kreis um Lucie und Petr bildeten, lachten und klatschten Marta und ich mit den anderen. Alle stießen Jubelschreie aus, als das Brautpaar einen Feststeller zerschlug, eine tschechische Tradition, die mich an den jüdischen Brauch erinnerte, nach dem der Bräutigam bei der Hochzeit ein Glas zertritt. Aber im Gegensatz zu dem jüdischen Ritual, das die Jahre des Leids symbolisiert, die unser Volk durchgemacht hat, sollte das Zerschlagen des Tellers die Zusammengehörigkeit des frisch vermählten Paares versinnbildlichen. Petr bekam einen Besen und Lucie eine Kehrschaufel in die Hand gedrückt, und gemeinsam fegten sie die Scherben auf.

Nach ihrer Hochzeit blieb Lucie nur noch ein Jahr bei uns. Im März wurde sie schwanger, und die tägliche Fahrt nach Prag wurde zu anstrengend für sie. Marta war inzwischen neun, und ich schickte Bewerbungen an die Kunstakade-

mien. Aber Lucie fehlte uns sehr. Sie besuchte uns immer noch mindestens einmal im Monat. Ihr Bauch wurde runder, ihre Wangen wurden rosig, und ihr Haar glänzte mehr denn je.

»Wenn es ein Mädchen wird, werde ich sie Eliška nennen, nach Ihnen«, sagte sie zu Mutter. Die beiden teilten jetzt das Geheimnis der Mutterschaft, während Marta und ich von außen zuschauten.

Während Lucies Körper sich durch die Schwangerschaft veränderte, begann auch der meine sich zu verändern. Ich hatte schon eine ganze Weile ungeduldig darauf gewartet, dass ich die anderen Mädchen in meiner Klasse einholen würde, die alle schon weiter entwickelt waren. In jenem Herbst verbrachte ich mehr und mehr Zeit vor dem Spiegel und beobachtete, wie ich mich ganz allmählich vom Kind zur jungen Frau wandelte. Mein ehemals pausbäckiges Gesicht wurde schmaler und kantiger, während mein Körper weicher und runder wurde. Schließlich waren mir wie über Nacht Brüste gewachsen, und ich konnte einige Blusen nicht mehr zuknöpfen.

Ich wollte all den Veränderungen gerecht werden und mir ein neues Erscheinungsbild zulegen. Eines Tages brachte ich eine Modezeitschrift mit nach Hause und zeigte auf ein Foto von Greta Garbo. »Bitte, Mama, ich möchte mein Haar kurz tragen!« Ich wollte möglichst schnell erwachsen werden und stellte mir vor, dass ich mich über Nacht in einen amerikanischen Filmstar verwandeln würde. Mutter stellte ihre Teetasse ab, nahm mir die Zeitschrift aus der Hand und lächelte. »Behalte deine Zöpfe noch ein Weilchen, Lenka«, sagte sie wehmütig. »Du hast Jahre gebraucht, um dein Haar so lang wachsen zu lassen.«

Also blieben die Zöpfe. Aber meine Mutter griff einige der neuen Modetrends auf, die nach Prag kamen. Sie liebte die neuen weiten Hosen, zu denen weite Blusen getragen wurden, die sich über dem hohen Bund bauschten. Sie kaufte diese modernen Sachen für sich selbst und auch für Marta und mich und ließ uns von Gizela nach Schnittmustern, die sie aus Paris bestellt hatte, mehrere solcher Hosen nähen.

Unglücklicherweise änderte die Tatsache, dass ich einen Kleiderschrank voll mit modernen Sachen hatte, nichts an meinem Selbstbild. Ich kam mir vor, als säße ich in einer Falle der Unbeholfenheit. Ich wollte selbstbewusster und femininer sein, stattdessen fühlte ich mich nur unattraktiv und unsicher. Mein Körper war mir vollkommen fremd geworden. Jahrelang hatte ich im Spiegel ein Mädchen mit Zöpfen gesehen, mit einem Körper, der aus einem Papierpuppenbuch zu stammen schien. Jetzt in der Pubertät war ich befangen, wusste ich kaum noch, wie ich mich bewegen sollte. Ein Arm, den ich bislang beim Gestikulieren frei vor meinem Körper bewegen konnte, streifte plötzlich eine Brust. Selbst meine Hüften waren mir manchmal im Weg, wenn ich mich zwischen zwei Stühlen hindurchquetschen wollte.

Ich versuchte, mich auf die Mappe zu konzentrieren, die ich für die Bewerbung zum Kunststudium zusammenstellte. Das war wenigstens etwas Handfestes, etwas, das mir Selbstvertrauen verlieh. In meinem letzten Jahr an der Oberschule hatte ich meine Liebe zu Ölfarben entdeckt. Wenn ich meine Hausaufgaben erledigt hatte, war ich ständig mit Malen und Zeichnen beschäftigt. In unserem Wohnzimmer hingen zahlreiche Porträts, die ich

über die Jahre angefertigt hatte. Anstatt der Zeichnungen, die ich von Marta als Kleinkind gemacht hatte, hing jetzt dort ein Ölgemälde von ihr in dem weißen Kleid mit der blauen Schärpe, das sie zu Lucies Hochzeit getragen hatte.

In meinen Porträts versuchte ich, nicht nur die äußere Erscheinung der Person, sondern auch ihre Gedanken zu zeigen. Die Hände, die Augen und die Körperhaltung waren wie die Bestandteile eines Uhrwerks, und wenn ich sie richtig anordnete, würde das Innenleben der Person zum Vorschein kommen. Ich stellte mir vor, ich wäre El Greco, und malte meinen Vater in seinem riesigen Ohrensessel, dessen roter Samt sich wirkungsvoll gegen seinen schwarzen Anzug abhob. Ich malte seine Hände, die auf seinem Schoß ruhten, die blauen Venen auf den Handrücken, die sorgfältig manikürten Fingernägel, die ineinander verschränkten Finger. Ich malte seine blaugrünen Augen, die das Licht reflektierten, den schwarzen Schnurrbart über seinen nachdenklich zusammengepressten Lippen. Auch meine Mutter erbot sich, für mich Modell zu sitzen.

Vater nannte Mutter, die eigentlich Eliška hieß, liebevoll Liška, was »Füchsin« bedeutete. Daran dachte ich, während ich sie malte. Ich bat sie, ungeschminkt und in einem schlichten weißen Hauskleid mit rundem Halsausschnitt und Stickereien an den Ärmeln Modell zu sitzen. So mochte ich sie am liebsten, ganz natürlich, ohne ihre elegante Kleidung. Wenn ihr Gesicht ungepudert war, sah man die Sommersprossen auf ihrer blassen Haut.

Sie war immer ganz still, wenn sie ein Bild von mir betrachtete, das ich gerade fertiggestellt hatte. So als wollte sie etwas sagen, was sie dann aber für sich behielt.

Sie sprach nie über ihre Zeit an der Kunstakademie; über ihrem Leben als Studentin lag etwas Geheimnisvolles. Nie zeigte sie uns die Bilder, die sie vor ihrer Ehe gemalt hatte. Ich wusste, wo sie sich befanden, weil ich sie zufällig einmal entdeckt hatte, kurz nachdem meine Eltern uns mitgeteilt hatten, dass Mutter schwanger war. Lucie und ich waren in den Keller gegangen, um nach einer Luftpumpe für mein Fahrrad zu suchen. Zu jeder Wohnung gehörte ein Verschlag, und Mutter hatte uns den Schlüssel für unseren gegeben. Ich war vorher noch nie im Keller gewesen, der mir vorkam wie eine riesige Höhle voller vergessener Dinge. Wir gingen an alten, mit Laken bedeckten Möbeln vorbei, an mit Leder beschlagenen Truhen, an bis zur Decke gestapelten Kisten.

Lucie öffnete das Vorhängeschloss. Vaters Fahrrad stand da, daneben Kisten mit Porzellan und Kisten mit Gläsern. Wir fanden die Luftpumpe. Sie lag neben mindestens einem Dutzend Leinwänden, die von einem weißen Laken bedeckt an der Wand lehnten.

Ich weiß noch, wie Lucie vorsichtig das Laken von den Bildern entfernte. »Ich glaube, die sind von deiner Mutter«, flüsterte sie ganz leise, obwohl außer uns niemand im Keller war. Eins nach dem anderen löste sie die Bilder vorsichtig voneinander, damit wir sie betrachten konnten.

Die Gemälde meiner Mutter schockierten mich. Es waren weder elegante akribische Kopien alter Meister noch romantische Landschaftsgemälde. Sie waren sinnlich und düster, in satten Violett- und Gelbtönen gemalt. Ich erinnere mich an eins von einer Frau auf einem Diwan, einen bleichen Arm hinter dem Kopf, der Torso nackt mit zwei

rosafarbenen Brustwarzen, die übereinandergeschlagenen Beine unter einer Decke verborgen.

Später habe ich oft über diese Bilder nachgedacht. Die junge Künstlerin, die sie gemalt hatte, bevor sie zur Ehefrau und Mutter wurde, hatte nichts mit meiner Mutter gemein, die oben den Haushalt führte. Ich versuchte, mir meine Mutter als junge Frau vorzustellen, als Kunststudentin in den Armen meines Vaters, fragte mich, ob dieser Teil von ihr gänzlich verschwunden war oder ob er noch manchmal zum Vorschein kam, wenn Marta und ich schliefen.

Lucie erwähnte die Bilder nie wieder. Aber ich habe sie mir Jahre später, als ich versuchte, mir ein vollständiges und korrektes Bild von meiner Mutter zu machen, noch einmal angesehen. Denn der Widerspruch zwischen der Frau und ihren Gemälden ließ mich nicht mehr los.

1936, als ich siebzehn Jahre alt war, wurde ich an der Prager Kunstakademie angenommen. Jeden Morgen ging ich mit einem Zeichenblock unter dem Arm und einer mit Zobelhaarpinseln gefüllten Holzkiste zum Unterricht. Wir waren fünfzehn Studenten in der Klasse, fünf davon junge Frauen, und mit zweien davon, Veruška und Elsa, freundete ich mich schon bald an. Beide waren Jüdinnen, und wir hatten viele gemeinsame Freunde aus der Grundschulzeit. Im ersten Semester lud Veruška mich an einem Sabbat zu sich nach Hause ein. Ich wusste nicht viel über ihre Familie, nur dass sowohl ihr Vater als auch ihr Großvater Arzt waren und ihr Bruder Josef an der Universität studierte.

Josef. Ich sehe ihn immer noch deutlich vor mir. Er kam an dem Abend vom Regen durchnässt nach Hause, das

lockige Haar klebte ihm im Gesicht. Ich stand gerade in der Diele, wo das Hausmädchen mir den Mantel abnahm.

Er stellte seine Tasche ab und schälte sich aus seinem Mantel. Seine großen Augen waren tiefgrün. »Josef«, sagte er lächelnd und reichte mir die Hand.

Ich schaffte es, meinen Namen zu nennen und sein Lächeln zu erwidern, aber ich war furchtbar schüchtern, und sein Selbstbewusstsein und sein gutes Aussehen hatten mir die Sprache geraubt.

»Lenka, da bist du ja!«, rief Veruška aus, als sie in die Diele gelaufen kam. Sie hatte sich umgezogen und trug jetzt ein schönes burgunderrotes Kleid. Sie begrüßte mich mit einer Umarmung.

»Ah, wie ich sehe, hast du meinen Bruder schon kennengelernt.« Sie ging zu ihm und kniff ihn übermütig in die Wange.

Ich war hochrot angelaufen.

»Veruška«, sagte er lachend und schlug ihre Hand weg.
»Sag Mutter und Vater, ich komme gleich.«

Veruška nickte, und ich folgte ihr in ein großes Wohnzimmer, wo ihre Eltern in ein Gespräch vertieft waren.

Die Wohnung der Kohns ähnelte der unseren, mit den roten Samttapeten, den dunklen Balken und den großen Glastüren. Aber etwas Düsteres lag in der Luft, das mir unheimlich war.

Ich schaute mich im Wohnzimmer um. Die Bücherschränke waren vollgestopft mit medizinischen Fachzeitschriften und in Leder gebundenen Büchern. An den Wänden hingen Diplome der Karlsuniversität und eine Belobigungsurkunde vom Tschechoslowakischen Ärzteverband. Eine riesige Standuhr schlug die volle Stunde, und in einer

Ecke stand ein Stutzflügel. Veruškas Mutter saß auf dem Sofa, auf dem Schoß eine Stickarbeit. Frau Kohn war eine kleine, rundliche Frau. Sie trug ein einfaches Kleid, das ihre Körperfülle verbarg. Über ihren großen Brüsten baumelte eine Lesebrille, das Haar hatte sie zu einem praktischen Nackenknoten zusammengesteckt.

Auch Veruškas Vater war ganz anders als meiner. Während die Augen meines Vaters Wärme ausstrahlten, hatte Dr. Jacob Kohn einen nüchternen Blick. Als er mich anschaute, spürte ich, wie er mich musterte.

»Lenka Maizel«, stellte ich mich vor. Mein Blick fiel auf Dr. Kohns bleiche Hände mit den perfekt manikürten Fingernägeln, als er sich erhob, um mich zu begrüßen.

»Herzlich willkommen«, sagte er mit angespannter Stimme. Meine Mutter hatte mir erzählt, dass Dr. Kohn ein angesehener Geburtshelfer war. »Das ist meine Frau Anna ...« Er berührte ihre Schulter sanft mit seiner Hand.

Veruškas Mutter lächelte und reichte mir die Hand. »Wir freuen uns, dass du den Sabbat mit uns verbringst, Lenka«, sagte sie förmlich.

»Danke für die Einladung«, erwiderte ich.

Dr. Kohn nickte und bedeutete mir, Platz zu nehmen.

Quirlig wie immer ließ Veruška sich auf eins der tiefen, roten Sofas fallen. Ich setzte mich neben sie und glättete sorgfältig meinen Rock.

»Du studierst also zusammen mit unserer Ruška«, sagte Frau Kohn.

»Ja. Und es ist mir eine Ehre. Veruška ist das große Talent in unserer Klasse.«

Herr und Frau Kohn lächelten.

»Wenn du da mal nicht zu bescheiden bist, Lenka«, sagte eine weiche, tiefe Stimme hinter mir. Es war Josef, der hereingekommen war und jetzt hinter seiner Schwester und mir stand.

»Bescheidenheit ist eine Tugend«, bemerkte Dr. Kohn und verschränkte die Hände.

»Aber es stimmt. Veruška hat von uns allen das beste Auge«, sagte ich und tätschelte ihr Bein. »Wir beneiden sie darum.«

»Wie ist das nur möglich?«, fragte Josef amüsiert.

»Mama, sag, er soll aufhören«, protestierte Veruška. »Er ist zwanzig und meint immer noch, er muss mich dauernd ärgern!«

Josef und ich schauten einander an. Er lächelte. Ich errötete. Und zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich das Gefühl, dass mir die Luft wegblieb.

Beim Abendessen bekam ich kaum etwas herunter. Mir war der Appetit vergangen, ich fühlte mich fürchterlich befangen und wusste kaum, wie ich mich bei Tisch benehmen sollte. Josef saß zur Linken seines Vaters, die Stuhllehne verschwand hinter seinen breiten Schultern. Zu schüchtern, um ihm in die Augen zu sehen, konzentrierte ich mich auf seine Hände. Sie waren ganz anders als die kleinen, weißen Hände seines Vaters, waren muskulös, wie man es von Statuen kennt – breiter Handrücken, ausgeprägte Venen, kräftige Finger.

Ich beobachtete die Hände aller Familienmitglieder, als spiegelten sie die Gefühle wider, die die Atmosphäre im Zimmer bestimmten. Es lag eine große Spannung in der Luft. Als Dr. Kohn seinen Sohn nach seinen Fort-